

Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 5

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Ein gutes Zimmer für die Dame“, sagte er, ihr zuvorkommend, „möglichst ruhig.“

„So, Fräulein Hierzel, ich warte hier unten, bis Sie sich ein wenig frisch gemacht haben. Dann, denke ich, bleiben wir eine Stunde zusammen.“

Wieder der scheue abirrende Blick, ein kurzes Nicken, — Abda Hierzel verschwand neben dem Träger im Lift.

Als sie wieder erschien, mußte er lächeln. Trotz der abweisenden Kühle hatte sie sich hübsch gemacht. Es gab offenbar kaum einen Seelenzustand, in dem eine Frau nicht an ihr Neußeres dachte, aber das mußte auch wohl so sein.

Er schlug im Bestreben, einen Uebergang zu finden, einen bewußt leichten Ton an.

„Nun, Fräulein Hierzel, was beginnen wir? Ich weiß nicht, haben Sie schon zu Abend gegessen? Ja? — Vielleicht setzen wir uns in ein nettes kleines Weinrestaurant und hören ein bißchen Musik. Oh, — wir sind hier auch großstädtisch. Sie sollen Ihren Riffinger Sommerabend doch nicht zu sehr vermissen.“

Er schwieg plötzlich. Der Troß in Abdas Gesicht wich einem angstvollen Flehen, ihre Augen füllten sich unermittelt mit Tränen, als wäre ihre Seele erfüllt mit Weinen und flöhe in jedem Augenblick über.

„Ich muß Sie sprechen. — — Allein!“

Nun endlich schaute sie ihn voll an. Traf auf sein sofort verwandeltes, teilnahmebereites Gesicht. Auf seine Augen, streng und doch nicht hart, forschend und lösend, wie sie es in Riffingen schon einmal empfunden. Aber da hatte sie ja Geninde widerstrebt. Nun ergab sie sich.

Er nickte. — Sie sprachen kein Wort, auch nicht, als sie nebeneinander im Wagen saßen. Geninde hatte dem Schofför als Ziel seine Wohnung draußen in der Südvorstadt angegeben. Abda Hierzel war offenbar von irgendeinem viel tieferen Sturm erschüttert, als er nur durch die Ladung als Zeugin hervorgehoben sein konnte.

Wie lange man nicht so neben einer Frau dahingefahren war! Seit Annette nicht mehr. Geisterhaft kamen Erinnerungen. Die breite, monderhellte Chaussee längs des Rheins. Das Siebengebirge. Es war Mai, da er zum letztenmale mit Annette gefahren, — dann kam gleich die Auseinanderfegung.

Abda saß aufgerichtet im Wagen. Etwas steif. Sie hatte die Hände, sehr schöne kräftige Hände, krampfhaft zusammengefaßt. In ihrer ganzen Haltung spiegelte sich ihr Seelenzustand wieder.

Geninde sprach nicht. Man mußte erst in Ruhe mit ihr sein. Einmal nur — der Wagen entglitt weiter und weiter den grellen Stadtstraßen, fuhr sanfter in die weiche Dunkelheit von Willenwegen hinein — einmal nur wandte Abda Hierzel ihr fragendes Gesicht zu Geninde.

„Zu mir“, sagte er ruhig und beschwichtigend.

Da nickte sie. Ein erster Schein von Zufriedenheit erhellte ihre Augen.

Genindes Haus lag ganz in der Stille. Eine Wolke von Duft schlug Abda entgegen, als er das Gartentor öffnete. Im Licht der Türnlampe sah sie den Pflor rot und weiß aufleuchten. Wie verzaubert ging sie neben Geninde durch eine kleine Diele in ein Zimmer mit ruhigen Möbeln. Es gab den Blick frei auf eine Veranda, die von blühenden Petunien überschüttet war.

„So, Fräulein Abda“, Geninde rückte ihr einen niedrigen weißgepolsterten Sessel zurecht, „ich denke, wir bleiben hier.“

Sie sah ihn an. Nun ganz ohne Furcht, nur noch mit einem tiefen Wunsche nach Klarheit und Sich-aussprechen-können. Das Mädchen ihm gegenüber schien endlich bereit, sich aufzuschließen. Vertrauensvoll wie ein Kind sah sie ihm gegenüber, mit großen, ernstesten Augen. Der Troß war aufgelöst. So hatte Annette ihn angeschaut in dem ersten Jahre, wenn sie ihm irgend etwas zu erzählen hatte oder irgend etwas von ihm erklärt haben wollte. Spontan nahm er ein Bild vom Schreibtisch, drehte es zu Abda herum:

„Sehen Sie, Fräulein Abda, dies ist meine Frau. Sie haben ja von Wintheffer von allem gehört. Sie sind ihr ähnlich, Fräulein Abda. Vertrauen Sie mir! Es geht nicht nur um Becker — ich habe das Gefühl, wir alle sind nicht umsonst zu-

einander geführt worden. Auch diese Ähnlichkeit zwischen Ihnen und Annette ist kein Zufall. Ich glaube nicht an Zufälle im Leben, Fräulein Abda. Ueber uns alle bestimmt ein Sinn, den wir nur ahnen, aber nicht ergründen können.“

Abda sah ernst auf Annettes Bild. Es war so lebendig mit seinen warmen, schalkhaft ernstesten Augen, seinem berebten Mund, als müßte es jeden Moment Leben gewinnen können.

Nun schlug eine Welle über Abdas Gesicht.

„Ähnlichkeit?“ fragte sie leidenschaftlich.

„Ja. Finden Sie die nicht selbst?“

„Außerlich vielleicht. Aber was besagt das?“

Sie beugte sich vor, ihr Gesicht, in leidenschaftlichem Fragen, war Geninde plötzlich sehr nahe:

„Nicht wahr, Ihre Frau war gut, immer gut zu Menschen? Sie konnte niemals schlecht handeln, nie. Etwas vorspielen, was sie nicht selbst empfand und glaubte?“

Geninde verstand sofort: Abda meinte offenbar diese Sache zwischen sich und Becker. Da sah noch immer eine Verwundung in ihr so tief, daß alles andere von ihr bestimmt wurde.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Eidgenössische Finanzreform

Mit dem Schluß des laufenden Jahres soll das „Fiskal-Notrecht des Bundes zu Ende gehen und eine neue Ordnung der Dinge Gesetz werden; wenn nötig, wird das Volk entscheiden, ob die von den Räten genehmigte Finanzreform genehm sei oder nicht.

Ständerat und Nationalrat wissen freilich noch nicht genau, was sie genehmigen sollen. Dagegen sind gewisse Parteien schon absolut entschlossen, gewisse Zumutungen „nicht zu essen“. Weniger entschlossen ist man in den gleichen Lagern, den Dingen in die Augen zu sehen und die Wirklichkeit so zu erkennen, wie sie ist!

Was ist unsere „Wirklichkeit“ in den eidgenössischen Finanzangelegenheiten? Antwort: Daß der Bund und die SBW heute rund 6 Milliarden Schulden haben. Vor 7 Jahren war es eine Milliarde weniger. Die vergangene Krise hat außerordentliche Belastungen des Budgets gebracht; die veränderten militärischen Anforderungen brachten die Viertelmilliardenanleihe; allerlei Bankten haben Bundesgelder geschenkt oder auf unbekannte Fristen geliehen bekommen, damit die „Sparer“ nicht alles verlieren möchten usw. usw. Und die Subventionen blieben größtenteils notwendig, erlaubten ebensowenig weitere Abstriche, wie die von der Abwertung zum zweiten Mal gekürzten eidgenössischen Gehälter.

Eine Frage, die bei der Großzahl unserer Bürger, politische Richtung hin oder her, niemals grundsätzlich durchgedacht wird, erhebt sich: Müssen die 6 Milliarden, (die 6000 Millionen!) einmal zurückbezahlt werden, und läßt sich eine Frist dafür nennen? (Sagen wir 100 Jahre, pro Jahr 60 Millionen Tilgung). Oder lassen sich die 6000 Millionen als Volksvermögen betrachten, für das der Bund gut steht und das er verzinst? (Wobei man denen, die ihre Spargaben für die alten Tage in Bundes- und SBW-Obligationen angelegt haben, die Zinsen mehr gönnt als denen, die „zu viel“ haben.) Betrachtet man die Milliarden als Schatz des Volkes, beim Vater Bund in den Zaubersparthafen gelegt, allwo sich eine Vermehrung einstellt, dann hat die Finanzreform ein grundsätzlich anderes Gesicht, als wenn man denkt, der Schuldnere Bund müsse, wenn er nicht ein Lump sei, die ihm gepumpten Milliarden wieder erstatten!

Hier scheiden sich die Geister grundsätzlich. Wenn die sogenannten Liberalkonservativen als Erste totales Sparen und Amortisierung der Riesenschuld verlangen, dabei aber Umsatzsteuer, direkte Bundessteuer, neue Krisenabgaben ebenso ablehnen wie neue soziale Ausgaben, dann erkennt man, daß diese meist nicht kapitalschwachen Leute zuerst an den „Schuldner Bund“ denken, der unsolid zu werden droht

und . . . vielleicht die bei ihm angelegten Gelder nicht mehr verzinsen kann! Die Gegenseite, die eine Hebung der Wirtschaft bis auf eine Höhe verlangt, die 6 Milliarden tragbar macht, sorgt zweifellos besser für die . . . Guthaben der „konservativen Liberalen“ beim Schuldner Bund. Eine Satire für sich!

Kaiserlicher Rat in Tokio

Die Japaner ahmen heute das Beispiel nach, das Wilson gegeben: Sie schreiben den Chinesen vor, welche Regierungsform Bedingung eines Friedens zu sein habe. Damals hieß es, der Kaiser müsse abdanken, dann werde das Reich seinen gerechten Frieden erhalten. Heute: China muß seine angebliche Kommunistenregierung unter Tschang Kai Scheck beseitigen, die Regierung, die jahrelang alle Kommunisten ausgerottet, so weit sie vermochte, und deren tatsächlicher Chef Tschang als der Arbeiterführer von Schanghai gerade in Moskau verkehrt wurde. Wenn Wilson seinerzeit den deutschen Militärführer als Kriegsschuldigen betrachtete: Im Falle Japan-China müßte die Nanking-Regierung nicht abgesetzt werden, sondern dürfte von Japan die Absetzung seines Kaisers als des Kriegstifters verlangen!!

Aber die Weltgeschichte zeigt groteske Umkehrungen, und die Berruchttheit der Politik sorgt dafür, daß alles, aber auch alles ins Gegenteil verkehrt werden kann. Im sogenannten „Kaiserlichen Rat“ zu Tokio wurden alle Richtlinien festgelegt, nach denen der Krieg in China fortgesetzt und das Ziel des Ueberalles erreicht werden soll: Die Erniedrigung des Reiches zum Trabanten des Mikado. Europa und Amerika haben vernommen, daß es Ernst gilt. Zum Handeln aber sind die Großmächte nicht bereit, nach wie vor nicht! Also hängt der Ausgang vom chinesischen Widerstandsvermögen ab. Vielleicht auch von japanischen Unflugheiten . . . ? Raum!

In einer wichtigen Rede des Fürsten Konoye, des japanischen Regierungschefs, spiegeln sich die Beschlüsse des kaiserlichen Rates deutlich wider. Man hat ja nie genau vernommen, was diese geschlossene Versammlung der obersten Generäle, Admirale und der zivilen Minister seiner Majestät gesprochen und für weise befunden. Konoye läßt erraten, daß die Herren nicht so ganz ohne Sorgen beisammen geseßen. Man weiß nun, daß China nicht weiter geteilt, sondern als Ganzes, von der Mandschurei abgesehen, vor den Staatswagen des Mikado gespannt werden soll. Die schlauen Geldgeister nennen dies: „Erhaltung der chinesischen Souveränität“. Japan verlangt also, nach diesen Darlegungen des Fürsten Konoye, keinen einzigen Quadratmeter chinesischen Boden! Nichts soll abgetrennt werden, China soll ganz bleiben . . . in den Händen Japans und einer von Japan eingesetzten Regierung!

Auf die Vereinigten Staaten und England machen solche ausgesuchte Schlagenflugheiten wahrscheinlich keinen Eindruck, wohl aber können sie die Rechner an der Themse und in Washington dazu verleiten, mit der Zeit zu rechnen und anzunehmen, Japan werde sich einen höchst unbequemen Vasallenstaat aufhalten und an ihm ersticken . . . also lasse sich sogar eine derartige Erledigung des Krieges denken. Konoye hat den klugen Rechnern auch gleich den Köder vorgelegt, den sie anbeißen sollen: In China solle kein einziges erworbenes ausländisches Recht beeinträchtigt werden. Steigen die angelsächsischen Mächte auf das Angebot ein, wird später schon erwiesen werden, wie Japan solche Versprechen hält.

Denn das Verfahren, das Konoye anwendet, ergibt sich aus den weiteren Forderungen: China bezahle eine Kriegsentfädigung, und für die Bezahlung werden auf jeden Fall die Zölle und Eisenbahnen Chinas haften. Die entscheidenden Maßnahmen aber bestehen in der Entmilitarisierung nicht näher bezeichneter Gebiete. Es kann sich nur um die heute besetzten Teile des Reiches handeln, um die Zufahrtshäfen und die zentralen Eisenbahnknotenpunkte;

hier würde eine den Japanern unterstellte Polizei dafür sorgen, daß Japans Interessen allen andern vorangingen.

Ueber das praktische Vorgehen sagt Konoye, man werde „mit militärischen und andern Mitteln“ die Regierung Tschang Kai Schecks beseitigen. Die „andern Mittel“ sind ja schon in Erscheinung getreten; das Aufziehen einer Marionettenregierung in Peking liegt Wochen zurück; vielleicht erfolgt demnächst ihre offizielle Anerkennung zuerst durch Japan, dann durch die Achsenmächte, Rom und Berlin, dann wer weiß durch welche Trabanten; es wird darauf der Austritt Chinas aus dem Völkerbund proklamiert; dem voraus wird der Anschluß des „neuen China“ an den Antikominternpakt gehen; die Stempelung des Völkerbunds als einer Kommunistengesellschaft wird perfekt; der Aufmarsch gegen Rußland auf chinesischem Boden kann beginnen!

Japan weiß natürlich genau, daß man sich mit Scheinregierungen, wie der in Peking, auch blamieren kann. Darum drängt es nicht mit ihrer Anerkennung. Einige Vorbeeren für die eingesetzten Statthalter des Mikado sind vorderhand erst noch zu ersechten. Und es hat gar nicht den Anschein, als ob die chinesischen Armeen zusammengebrochen wären.

Die militärische Lage deutet auf schwere kommende Kämpfe. Nach einer fast vierzehntägigen Schlacht im westlichen Schantung sind die Japaner Herren der Hauptstadt Tsinan geblieben, haben aber selbst keinen Boden gewonnen und den Vormarsch nach Hsutschau nicht angetreten, müssen also die Schlacht mit Verstärkungen wiederholen und auf Aktionen in andern Gebieten verzichten, vor allem gegen Nanton und gegen Ziele, die hinter Nanking und Hangtschau liegen. Dazu wimmelt es hinter ihren Linien von Freischärlern in Zivil, und eine „levée en masse“ des chinesischen Volkes scheint möglich zu werden.

Ob wohl die engen Verbindungen zwischen Tokio und Rom-Berlin bewirken, daß zur Einschüchterung Englands der Krieg in Spanien verschärft und mit grauenvollen Fliegerüberfällen auf Barcelona und Valencia, überhaupt die katalanische Küste, der Siegeswille Francos dokumentiert wurde? Wer England einschüchtert, hat China . . .

—an—

Kleine Umschau

Der Orient beginnt den Zauber seiner uralten Kultur zu entfalten. „Kultur?“ Mein Freund fährt um seine eigene Achse herum und mustert mich überrascht, ja verächtlich. Dann fängt er an, auf Japan und China hinzuweisen, und Vergleiche zu ziehen zwischen dem Osten und dem Westen in bezug auf schöne, gepflegte Straßen, exakt innegehaltene Fahrpläne, gerade ausgerichtete Häuserreihen und so fort. Jetzt kommen wir wieder auf die alte Streitfrage: Was ist Kultur? Die wollen wir an dieser Stelle nicht entscheiden. Wir würden ja sowieso nie einig werden. Kehren wir zu Tatsachen zurück.

Da ist das Kalifat, das mit dem jungen ägyptischen König Farouk wieder errichtet werden soll. Eine Seite aus dem Märchen „Tausend und eine Nacht“ ist ja mit den Hochzeitsfeierlichkeiten dieses jungen Herrschers wieder lebendig geworden. In der Frauenwelt, nämlich der frauenfortschrittlichen, ist die junge Königin bedauert worden: nicht einmal zum Hochzeitsmahl durfte sie erscheinen, und überhaupt wickelten sich die meisten Zeremonien ohne sie ab. Und dann der Schleier, den sie wieder tragen muß, und die Zurückgezogenheit, zu der sie verurteilt wird. Und dieses Beispiel, also lautet die Schlußfolgerung dieser Feststellungen, wird maßgebend für die ganze Frauenwelt des Orientes sein und auch auf den Westen abfärben. Und doch sind wir heute so weit, daß man bereits vor der Hochzeit Reisen macht, und die Frauen allein auf Touren und Reisen gehen, und sie sich mit und ohne Männer zu Organisationen zusammenschließen zum Wohle der Allgemeinheit und des Einzelnen. Und Schleier tragen sie zwar, aber sie kommen wieder aus der Mode und sind überhaupt anders als der Schleier der